

Buchbesprechungen

Kafka zu sein?

REINER STACH: **Kafka. Die frühen Jahre**, S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main 2014, 608 Seiten, 34 EUR.

Unter Eingeweihten ist allgemein bekannt, dass Kafka en passant den Anrufbeantworter erfunden hat: Eines von vielen Beispielen dafür, wie Kafkas Bewusstsein zu unserer Lebensform wurde, während wir Kafkas Leben in unserem kulturellen Bewusstsein tragen und in den Wirkungen existieren, die er seismografisch vorausgespürt und biografisch vorverkörpert hat. Unser öffentlicher Alltag ist heute das, was Kafkas private Gewohnheit war: das Weben eines Netzwerks aus Schrift, bei ihm zwischen Kladden und Oktavheften ausgebreitet, zeichenhafte Tweets aus ständiger Selbst- und Fremdbeobachtung und Kommentare zu Kommentaren zu Kommentaren – die Literarisierung des Lebens lange vor Facebook. Der Akzent der Aufmerksamkeit wird womöglich zu oft auf das explizit belletristische Œuvre gelegt, das weit eher ein Nebenprodukt ist; dort malte er aus, was ihm das Mit-*sich*-sein an Skizzen lieferte. Kafka war kein »Poet«, er war ein Schreibender, dem sich die Wahrnehmung der Welt und das Bedenken seines Ich immerhin zu einigen Texturen verdichteten, mit denen er eine Zeit zufrieden war. Schreiben als Prozess und als Ganzes, Medialität im weitesten, fast ontologischen Sinne begründet Kafkas Eigenart. Nimmt man ernst, dass er sagte: Ich bin Literatur und kann nichts anderes sein – man findet es in der diaristischen Praxis wieder –, dann ging es Kafka durchaus, indem es ihm um Literatur ging, um sich, und indem es ihm um sich ging, um Literatur.

Kafkas Erzählkunst ist nicht die Substanz dieser Existenz. Wer läse *ganz* (und ganz begeistert) *Der Prozess*, *Das Schloss*, *Der Verschollene*? Die Romane sind populär, faszinierend und sehr komisch, aber auch anstrengend. Sie gehören

zum Kanon, sie sind eine Frucht und – insofern es sich um Fragmente handelt – oft nicht einmal das. Aber was sind die Samen des Werks? Auch vor dem Hintergrund solcher Fragen erwartet man von einer dreiteiligen Biografie, dass sie Zusammenhänge beleuchtet und Einzelnes so aufeinander bezieht, dass Entwicklungen neu transparent und, wo nötig, Mythen dekonstruiert werden. Dann aber sollte eine solche Unternehmung (mit dem Anspruch sachlicher Vorurteilslosigkeit) nicht willkürlich den eigenen Ethos unterlaufen und, statt dem Leser das selbständige Fragen zu überlassen, mit einseitigen Spekulationen hier und da die Richtung vorgeben. Reiner Stach hat mit den ersten beiden Bänden – *Die Jahre der Entscheidungen* und *Die Jahre der Erkenntnis* – eine beeindruckende Arbeit vorgelegt, deren differenzierende Akribie und deren oft treffsicheres Gespür für das Wesentliche einer Lebensphase auch stilistisch Neuland betrat und eine Art Vorfreude weckte auf den letzten (und eigentlich ersten) Band über *Die frühen Jahre*. Die beachtliche Kompetenz Stachs tritt einem ohne jede Frage auch hier entgegen: wie er brillant die historische Kulisse lebendig macht, in der Kafka aufwuchs, und anschaulich soziale Dynamiken schildert, die für ein Verständnis des Heranwachsenden wichtig waren. Ein sprachlicher Genuss, der Lebensbeschreibung zu folgen, in der die zugespitzte Pointe ebenso Platz hat wie ein Motiv Raum bekommt sich zu entfalten, und wo so nachhallende Befunde formuliert wurden wie jener – in einem der ersten Bände –, dem zufolge es so scheine, als kristallisierten sich um den ambivalenten, zerrissenen Charakter Kafkas fortwährend Ereignisse und Situationen von objektiver Unlösbarkeit.

Gegen Ende des nun vorgelegten Teils über die Jugendzeit kommt Stach im Jahr 1911 und damit bei Kafkas Begegnung mit unter anderem Rudolf Steiner an. Er behandelt sie eher wie eine Petitesse und bringt Aspekte und Zitate, die seit Jahren kursieren. Dass er kaum in die Tiefe geht – im »Schacht von Babel«, in den die spannende Fiechter-Studie von 1999 (Hans Paul Fiechter: *Das Rätsel Kafka. Erkundungen im »Schacht von Babel«*, Stuttgart 1999) führte, hätte er ja nicht mal landen müssen –, ist zwar schade, aber auch nicht verwunderlich. Ganz im Duktus seiner Zunft wärmt er manch hochmütig-intellektualistisches Ressentiment der gegen verfeinerte Spielarten von Sektierertum keineswegs immunen Germanistik auf: der »alle Insignien des Gurus« zeigende Steiner (S. 459) *kann* für jemanden wie Kafka keine Bedeutung gehabt haben. Als Kronzeuge führt Stach aber ausgerechnet Max Brod an, dessen fragwürdige Rolle in puncto Überlieferung von Äußerungen und Deutungsvorgaben zu Kafka er in den vorherigen Kapiteln noch so luzide charakterisiert hatte.

Es ist interessant, an sich zu beobachten, wie ein die ganze Zeit schon vage mitlaufendes Unbehagen gerade am Tonfall dieser Biografie sich nun selbst bewusst wird. Noch bei der größten Eloquenz verlangt es den Leser mitunter nach einer Art Scheu des Chronisten vor dem eigenen Blick. Allzu leicht setzte sich ein Autor sonst dem Verdacht aus – ob berechtigt oder nicht –, seiner selbst zu gewiss zu sein. »Gewiss« ist denn auch bei Stach das Wort, das als beflissener rhetorischer Einschub unentwegt zu Beginn eines Satzes oder neuer Erwägungen erscheint, ganz selten ersetzt nur durch »Freilich«. Zu der akademischen Marotte scheint er keine Distanz zu haben. Gerade weil Stachs sympathische Maxime schon im ersten Band war, nicht entlarven oder behaupten, sondern *verstehen* zu wollen – »wie aus einem Bewusstsein, *dem alles zu denken gibt*, ein Bewusstsein werden konnte, *das allen zu denken gab*« –, ist es so bedauerlich, dass er nicht etwas freier auf das durchaus vielschichtige Interesse Kafkas an der Theosophie zu schauen vermochte, von Kafkas Denken und Wahrnehmen und der

Erkenntnissuche zumal der späteren Jahre her. Er erklärt es sich vor allem – abwegig ist das nicht – durch Kafkas Erleben intimer Grenzzustände im Schreiben. Ob indes Kafkas Denkformen und Steiners Anthroposophie tiefenverwandt sind (eine hochlegitime Forschungsthese), dürfte natürlich weniger für den Biografen eine zentrale Fragestellung sein als für Autoren, die sich auf (geistes-)wissenschaftlichem Feld beweisen wollen. Dass Steiner vielleicht tatsächlich keine unmittelbar intuitive Einsicht in Kafkas mentale Verfassung besaß und deshalb (wirklich nur deshalb?) irritierend konventionell auf dessen Anliegen reagierte, war kein Defizit Steiners – wie es, manch einer insinuiert dies gern, auch nicht Unreife war, die Kafka vor »Schulungswegen« zurückschrecken ließ –, sondern es ist das Geheimnis aller Begegnung und Biografie, dass sich Dinge eben erst entwickeln müssen.

Ein Beispiel dafür, wie Fleiß und Findigkeit des Biografen jedoch immer wieder überraschende Synergien erzeugen, sei abschließend erwähnt. Stach ist oft seismografisch für Vergangenes, er kann gut etwas weiterdenken, indem er es zurückführt. Die Verknüpfung von bislang unbekanntem Fakten (Stach entdeckte auch neue Fotos Kafkas) mit einzelnen Textgenesen oder Lebensentscheidungen eröffnete schon in den ersten Büchern Ausblicke auf eine verhinderte Zukunft dieses Dichters, auf vereitelte Berufsalternativen. Auf Seite 351 wird nun im Kontext der schwierigen Jobwahl Kafkas die Betrachtung »Wunsch, Indianer zu werden« mit dem Hinweis zitiert, dass im *Prager Tagblatt* am 4. Juli 1908 ein Artikel mit der Überschrift »Ein Reichenberger, der Indianer wird« erschienen war. Einem Mann war es geglückt, sich rechtlich bestätigen zu lassen, der Adoptivsohn eines Comanchenhäuptlings zu sein. Kafkas Text entstand wenig später. Für Stach mochte er die kuriose Nachricht als Indiz genommen haben, dass man seine Identität sogar *nachträglich* wählen, jedenfalls frei bestimmen könne. (Nichts sei ihm geschenkt, würde er noch wenige Jahre vor dem Tod an die Freundin Milena schreiben. Alles müsse erworben werden, auch die Vergangenheit.) Das Prosastück, in dem in

wenigen Zeilen ein Reiter zum Ritt wird, ist zugleich eine szenische Imagination, die als karmische Erinnerung – Kafka liebte die schnelle Bewegung, und seinem Äußeren wurde etwas Indianisches attestiert – ebenso deutbar wäre wie als eine Zukunftsprojektion, in der Physisches vollkommen in Geistiges dynamisiert sein, Selbst und Welt nicht länger auseinanderfallen und Bewusstseins- und Lebensprozesse

keine Gegensätze mehr darstellen werden. Nicht nur vor dem Hintergrund dieser Lesart erwürbe sich das Recht, sagen zu können, »wie es gewesen ist, Franz Kafka zu sein« (»Die Jahre der Entscheidungen«), nur jemand, der wie Kafka wäre, ohne wie Kafka zu sein, und der den Steckenpferden der Zünfte und Deutungen die Sporen gibt.

Andreas Laudert

Ein europäisches Schicksal

KATHI DIAMANT: **Kafkas letzte Liebe. Die Biografie von Dora Diamant.** Mit einem Vorwort von Reiner Stach und Auszügen aus Dora Diamants Aufzeichnungen, Onomato Verlag, Düsseldorf 2013, 447 Seiten, 19,80 EUR.

Immer neue Bücher erscheinen zu Franz Kafka und seinem Umfeld, zuletzt im September 2014 der dritte Band der umfangreichen Kafka-Biografie von Reiner Stach: *Die frühen Jahre*. Stach schrieb auch das Vorwort zu dem vorliegenden Buch *Dora Diamant. Kafkas letzte Liebe*. Über Dora war nicht viel bekannt, ehe die US-amerikanische Autorin Kathi Diamant gründlich über ihr Leben nachgeforscht hat. Ihr Buch ist bereits 2003 in New York erschienen und liegt jetzt auf Deutsch vor.

Dora war eine starke, eigenständige Persönlichkeit, die ihr Licht nicht nur von Kafka, sondern aus sich selbst erhielt. Ihr Leben vor und nach der Begegnung mit Kafka ist ebenso erzählenswert. Aber was hatte die beiden zusammengeführt? Reiner Stach weist auf Gemeinsamkeiten und grundlegende Unterschiede hin: Wie Kafka durchlitt auch Dora »den Zwiespalt zwischen einer jüdischen Tradition, deren Vitalität mit Unwissen und Unfreiheit erkauft war, und dem Reichtum westlicher Bildung, der nur um den Preis von Individualismus, Abstraktion und sozialer Kälte zu haben war«. Franz Kafka und Dora Diamant kamen von verschiedenen Seiten und ergänzten sich im Sinne einer biografischen Neuorientierung.

In den ersten drei von insgesamt 24 Kapiteln beschreibt Kathi Diamant das Leben Doras, bevor sie Kafka kennenlernte. 1898 in einer chasidischen Familie geboren, wuchs sie im polnischen Bedzin bei Breslau auf. Sie begeisterte

sich für den Zionismus und wollte Hebräisch lernen, doch der Vater lehnte das ab. So löste sie sich von der Familie und ging nach Berlin. Die nächsten sieben Kapitel beschreiben ihr Leben mit Kafka. Vieles von dem, was Kathi Diamant davon erzählt, ist bekannt, bekommt aber frische Farben, weil es mit Doras Augen gesehen wird. Anderes ist neu, zum Beispiel, was nach Kafkas Tod geschah: Der Onkel Dr. Siegfried Löwy erschien und Dora hatte das Gefühl, er reiße alle Entscheidungen an sich. Aber dann kam ein Telegramm von Franz' Vater mit dem lakonischen Inhalt »Dora entscheidet«! Nach Kafkas Beerdigung in Prag im Juni 1924 blieb Dora einige Wochen bei seinen Eltern. Dann musste sie ihren Weg wieder allein finden. Doch blieb Franz Kafkas Bedeutung für Dora erhalten, nur dass sich die Form wandelte: Zeit ihres Lebens sprach seine Literatur zu ihr.

Hier stichpunktartig ihr ferneres Schicksal: Rückkehr nach Berlin – Schauspielausbildung in Düsseldorf – 1932 Heirat des Kommunisten Lutz Lask – Verlust von Briefen und Notizen Kafkas bei einer Gestapo-Haussuchung 1933 – Geburt der Tochter Franziska Marianne (1934) – Flucht Lasks in die Sowjetunion, gefolgt von Dora und Tochter – Lutz Lask bei Stalin in Ungnade (Gulag) – Ausreise Doras mit Marianne über die Schweiz und die Niederlande nach England – bei Kriegsbeginn 1939 Internierung auf der Isle of Man – später in London Pflege

der jiddischen Sprache – 1951 Besuch bei der nach dem Holocaust verbliebenen Restfamilie in Israel – Krankheit.

Während der Krankenhausaufenthalte begann sie mit Aufzeichnungen, um sich über sich selbst klar zu werden. Ein Teil dieser Blätter ist im Anhang des Buches enthalten. Oft schrieb sie über die Qual der nicht erfüllten Aufgabe ... Doras tiefehrliche Worte sind erschütternd. Vor allem erinnert sie sich an Deutschland, das Land, an das sie sich äußerlich und innerlich zutiefst hingeeben hatte. Hier hatte sie Kafka getroffen. »Und da Franz der einzige und All-Inhalt meines Lebens ist, ist alles, was dazu geführt hat an allererster und allerletzter Stelle.« Oft dachte sie über die Trauung nach, die ihr das Ehepaar Hoffmann im Sanatorium Kierling, als Kafka schwerkrank daniederlag, dringend nahegelegt hatte. Doch hätte sie – nur um »versorgt« zu sein – ihm den Ernst seiner Lage vor Augen führen sollen? Niemals! Er hätte die Hoffnung verloren. »Franzens Tod war mein eigenes Todeserlebnis«, schrieb sie.

In der deutschen Sprache konnte sie am besten ausdrücken, was sie bewegte. So ordnete sie ihre Gedanken und Schriften im Sinne einer Vorbereitung zum »Mandat«, zur Übergabe. Nach ihrem Tod sollte Marthe Robert in Paris alles Geschriebene sichten und an Max Brod in Tel Aviv weitergeben. – Marthe Robert hat diese Zeilen weder veröffentlicht noch weitergeleitet. Erst jetzt, mehr als 60 Jahre nach Doras Tod (1952), sind sie durch Kathi Diamants außerordentlich interessantes und bewegendes Buch zugänglich.

Was die Autorin an Fakten und Zusammenhängen herausfand, obwohl der Krieg so vieles

zerstörte! Sie hat alle einschlägigen Archive durchsucht: in Berlin, Polen, Russland, in England und Israel, und viele private Sammlungen ausgewertet. Sie durchdringt den Verlauf der äußeren Geschichte, in die Doras Leben eingebettet war, in gründlichster Weise. Das Buch ist ein Sachbuch, liest sich aber so leicht und flüssig wie ein spannender Roman. Viele Rückblenden führen in Kafkas früheres Leben. Das jüdische Leben in Polen ersteht, ebenso Doras Leben mit Kafka in Graal-Müritz und Berlin, bis zu seinem Tod in Kierling bei Wien. Die Zustände im Berlin der Nazizeit und in Stalins Russland lassen den Leser erschauern, und Doras schweres Leben in England weckt seine Anteilnahme. Zudem umfasst Kathi Diamants Stil sehr einfühlsam die Menschen und ihre Beziehungen untereinander, ebenso wie die wilde Natur der Isle of Man. Einzig eine Kurzbiografie Doras hätte man sich im Anhang noch zur Orientierung wünschen können. Ein unbedingt empfehlenswertes Buch für alle, die nicht nur an Kafka und seiner Welt, sondern auch an der Geschichte Europas im letzten Jahrhundert interessiert sind.

Kathi Diamant ist Dozentin an der San Diego State University in Kalifornien, wo sie 1998 das »Kafka-Projekt« gründete, das auf der Suche nach den 1933 beschlagnahmten Schriften Kafkas ist. Letztlich nicht mit Dora verwandt, fühlte sie sich jedoch durch den gleichen Namen aufgerufen, sich mit Doras Schicksal auseinanderzusetzen und es aufzuzeichnen: Ein europäisches Schicksal des 20. Jahrhunderts in seiner ganzen Schwere und Schönheit.

Maja Rehbein

Die Isolation zum Bösen

PETER SCHOLL-LATOUR: **Der Fluch der bösen Tat**, Ullstein Verlag, Berlin 2014, 368 Seiten, 24,99 EUR.

Am 16. August 2014, kurz vor seinem 90. Geburtstag, verstarb der Journalist und Nahostkorrespondent Peter Scholl-Latour, von dem nun posthum das Buch *Der Fluch der bösen Tat* erschienen ist. Bis zuletzt hat der für sei-

ne Analysen und kulturgeschichtlichen Reflexionen bekannte Autor (z.B. *Arabien Stunde der Wahrheit*, 2012, *Die Welt aus den Fugen*, 2013) gezeigt, dass es möglich ist, sich denkend gegen den Mainstream der öffentlichen

die Drei 12/2014

Meinung zu stellen. Den Jubel über den Arabischen Frühling, in Erwartung einer raschen Demokratisierung nach westlichem Vorbild, hat er früh als naive Illusion durchschaut. Er wusste, dass sich die Prognosen der Medien aufgrund von falschen Tatsachen als grobe Irrtümer erweisen. So hat der einseitig propagierte Sturz von Baschar el Assad, auf den sich die Berichterstattung im Westen eingeschworen hat, zur Formierung des Islamischen Staates (IS) geführt. Amerika und Israel waren lange Zeit von der Zwangsvorstellung geplagt, dass zwischen Afghanistan und der libanesischen Küste des Mittelmeeres ein iranisch-schiitisch dominierter Großraum entstünde, der den arabisch-sunnitischen Vasallen Amerikas und den eigenen Interessen zum Verhängnis würde. »In Homs wurde auch deutlich, dass den Petroleum-Monarchien der Arabischen Halbinsel nicht daran gelegen war, die zum Säkularismus und westlichen Lebensstil neigenden Kämpfer der ›Freien Syrischen Armee‹ aufzurüsten. Die wirklichen Verbündeten der saudischen Wahhabiten waren jene fanatischen ›Gotteskrieger‹, die man als Jihadisten bezeichnet«. Durch Lügen und Intrigen wurden Millionen Menschen zu Opfern der Unwahrheit. Die sich anbahnende Tragödie wurde trotz früher Warnungen von den Medien ignoriert. Nach Scholl-Latour droht nun auch den Alawiten und Christen in Syrien der Genozid. Was stattfindet, ist der Versuch einer totalitären Staatsgründung, wobei der selbsternannte Kalif Abu Bakr el-Baghdadi den Anspruch vertritt, der politische und geistige Führer aller Muslime zu sein (vgl auch: Daniel Baumgartner: *Die Wiederentstehung des Kalifats*, in: *Das Goetheanum* 36/2014).

Was liegt dem zugrunde? »Im 11. Jahrhundert hatten die Fatimiden-Kalifen von Kairo den sunnitischen Kalifen von Bagdat den Rang streitig gemacht. Der Gipfel des Frevels war damals erreicht, als eine besonders virulente Gruppe von Ungläubigen, Quarmaten genannt, von Bahrein ausschwärmend, den Meteoriten der heiligen Kaaba entführte und besudelte.« Was heute als kriegerische Auseinandersetzung innerhalb des Islam zwischen der sunnitischen und schiitischen Glaubensrichtung auftritt, hat

seine Wurzeln im Karma der theologischen Deutungshoheit, was für Außenstehende nicht leicht zu durchschauen ist. Was man aber denken kann, ist das Böse in seiner geschichtlichen Isolation. Um dem vorzubeugen, muss innerhalb des Islam alle 100 Jahre ein neuer Lehrer auftreten, um die Botschaft des »Rasul Allah«, des Gesandten Gottes, mit hoher Autorität zu deuten und mit der Gegenwart in Einklang zu bringen. So steht es im Hadith des Propheten. Im schiitischen Glauben lebt zudem der 12. Iman Mehdi unsichtbar in Erwartung seiner Wiederkehr, um nach seiner Parusie ein Gottesreich der Gerechtigkeit zu verwirklichen. Die Beispiele zeigen, dass es sich beim »okkulten« Islam um eine auf Entwicklung angelegte religiöse Bewegung handelt, die in der dogmatischen Rückwärtsorientierung und materialistischen Verhärtung zum Bösen führt. Das ist im Christentum nicht anders. Auch hier kam es im 11. Jahrhundert zwischen der Westkirche und Ostkirche zum Streit über die theologische Deutungshoheit, der zur Kirchenspaltung (1054) führte. Was in den beiden Religionen, im Islam wie auch im Christentum zum Übel ausschlägt, ist der Verlust der Mitte, der, wie auch das Beispiel der Ukraine zeigt, für die Menschen heute zum sozialen Problem geworden ist. Dagegen hilft nur die Wahrheit.

»Jeder halbwegs gebildete Europäer kennt den Vers aus dem *West-östlichen Divan* von Johann Wolfgang Goethe: ›Gottes ist der Orient! Gottes ist der Okzident!‹ Es handelt sich dabei um eine Übersetzung des Koranzitat: ›Wa lillahi el Maschreq, wa lillahi el Maghreb.‹ Heute könnte man in einer grausigen Verzerrung des heiligen Textes eine gegenteilige Behauptung aufstellen, wenn man an die Greuel von Libyen, Syrien und Irak bis zu den entfesselten Piraten von Abu Sayyaf auf den Süd-Philippinen denkt. Man könnte meinen, die Kräfte des Bösen hätten zwischen Orient und Okzident ihre Herrschaft angetreten.« Im Westen werden andererseits die Demokratie und die Menschenrechte dazu benutzt, um die egoistischen Interessen des Kapitalismus durchzusetzen, was der Autor als Einmischung des Westens im Orient beschreibt, die aus Mangel an Interesse am Menschen und

seiner Kultur zum Scheitern verurteilt ist. Seine Bedeutung erhält das Buch durch die Charakterisierung der unterschiedlichsten Menschenschicksale im politischen Spannungsfeld des Nahen Ostens. Der Leser wird durch die persönliche Anteilnahme auf die eigene Mitte verwiesen, die ihren Standpunkt zwischen den Dualitäten (Gut/Böse) finden muss. Helmut

Schmidt schreibt in seinem Nachruf: »Das, was Scholl-Latour schreibt, ist kritisch geprüft, eine wohl erwogene Wahrheit. Dies ist doch ein entscheidendes Kriterium von Freundschaft: sich darauf verlassen zu können, dass der Freund die Wahrheit sagt – und nichts anderes!«

Karl-Heinz Tritschler

»Wer, wenn nicht ich?«

GENNADY GORELIK: **Andrej Sacharow**, Birkhäuser Verlag, Basel 2013, 489 Seiten, 49,95 EUR.

Durch viele Veröffentlichungen wird in ganz Europa ein Gedenken an die Ereignisse des Jahres 1989 angeregt. Was seinerzeit kulminierte und als friedliche Revolution hervortrat, hat schon früher begonnen – durch das stille und mutige Eintreten vieler Menschen in den Ländern, die unter der Herrschaft der Sowjetunion standen, für Gedanken- und Gewissensfreiheit, für Frieden und eine gesellschaftliche Öffnung. Nicht wenige dieser Wegbereiter blieben unbekannt und ungenannt, andere wurden zu Symbolfiguren. Zu ihnen zählt der Physiker Andrej Sacharow (1921-1989), dessen Todestag sich am 14. Dezember ebenfalls zum 25. Mal jährt. Eine Signatur seines Lebens liegt darin, dass seine Dauer mit dem Bestehen der Sowjetunion zusammenfällt. In der Tat war er ein »Kind der Sowjetunion« – und so als führender theoretischer Physiker davon überzeugt, dass die Aufgabe, mit der er betraut war – mit der auf der Wirkung der Kernverschmelzung beruhenden Wasserstoffbombe eine Superbombe zu ermöglichen – nicht nur den Zielen seines Staates, sondern letztlich dem Menschheitsfortschritt diene. Mehr und mehr wurden ihm freilich die Folgen seines Tuns bewusst, indem ihm vor Augen trat, welche Auswirkungen allein die Testzündungen der Prototypen hatten.

So trat er 1968 mit seinem Memorandum *Gedanken über Fortschritt, friedliche Koexistenz und geistige Freiheit* hervor – zum Entsetzen der herrschenden Politikklasse, die ihm fortan in Feindschaft gegenüberstand, und zum schier namenlosen Erstaunen der Weltöffentlichkeit. Sein Einsatz wurde 1975 mit dem Friedensno-

belpreis belohnt, den Sacharow freilich nicht selber entgegennehmen durfte. Mit jenem Schritt begann für ihn ein Leidensweg. Dieser mündete in eine sechsjährige Verbannung nach Gorki (1980-1986, gemeinsam mit seiner zweiten Ehefrau Jelena Bonner; die Stadt erhielt 1990 ihren alten Namen Nischni Nowgorod zurück). Von Michail Gorbatschow wurde der unerschütterliche Dissident 1986 rehabilitiert, im letzten Lebensjahr konnte er noch einige Monate als Volksdeputierter wirken.

Das alles wird minutiös aufgearbeitet durch die 2010 erschienene Biografie Sacharows aus der Hand des in Boston lehrenden russischen Physikers Gennady Gorelik, die seit dem vergangenen Jahr in einer deutschen Übersetzung vorliegt. Bei der Lektüre der fast 500 Seiten (mit Anhang), auf denen noch dazu die Zitate in winzig kleiner Schriftgröße gesetzt sind, fühlt sich der Leser leicht an die großen russischen Romane erinnert, denen auch nur folgen kann, wer immer wieder die Seite mit den vorkommenden Namen aufschlägt bzw. eine entsprechende Liste zur Hand hat! Ausführlich beschreibt Gorelik die Umstände einer wissenschaftlichen Laufbahn, die in den Jahren des Stalinismus und in der Kriegszeit beginnt, die insbesondere unter dem Fundamentalsatz der Sowjetmoralität steht: Gut ist, »was dem raschesten Sieg des Kommunismus – dem höchsten Glück auf Erden – diene.« Gerade im ersten Drittel des Buches werden große Abschnitte den Verhältnissen und Personen im Umkreis Sacharows gewidmet, so dass es nicht einfach ist, dem Lebenslauf zu folgen.

An anderer Stelle ist die Ausführlichkeit freilich beglückend, wenn eingehend die Begegnung (und nachfolgend die spannungsreiche Beziehung) Sacharows mit dem zweiten und noch mehr herausragenden Dissidenten Alexander Solschenizyn dargestellt und reich dokumentiert wird. Am Rande sei noch die überraschend einfache, höchst gelungene laienverständliche Einführung in die Kernschmelze erwähnt.

Als Sacharow einmal gefragt wurde, weshalb er den wenig aussichtsreichen Kampf gegen die mächtigen Sowjetherrscher führe, antwortete er lakonisch: »Wer, wenn nicht ich?«. Diese Haltung macht es wünschenswert, dass sich viele mit ihm beschäftigen. Dafür ist dies Buch trotz der Länge und des Preises höchst geeignet.

Johannes Roth

Neuauflage: Zentrales Werk zur Nervenfrage

WOLFGANG SCHAD (Hrsg.): **Die Doppelnatur des Ich – Der übersinnliche Mensch und seine Nervenorganisation**, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2014, Neuauflage, 376 Seiten, 20 EUR.

Bei der im Juni diesen Jahres erschienenen Schrift handelt es sich um eine gekürzte Neuauflage der 1992 erschienenen, zweibändigen Sammlung *Die menschliche Nervenorganisation und die soziale Frage*, in der neben Wolfgang Schad als Herausgeber weitere acht Autoren zu der Frage der motorischen Nerven aus unterschiedlichen Perspektiven Stellung nehmen. Die Beiträge von Hans-Jürgen Scheuerle, Gerhard Gutland und Ernst Michael Kranich aus der Erstausgabe wurden nicht mehr aufgenommen, alles andere ist bis auf wenige kleine Änderungen und Ergänzungen unverändert geblieben, auch die zusammengestellten Darstellungen Rudolf Steiners zu diesem Thema. An Aktualität haben die Beiträge nicht verloren.

In den ersten beiden Kapiteln geben Bruno Sandkühler und Irene Buchanan einen historischen Überblick, wie sich die Anschauung und das Verständnis der Nervenfunktion und ihr Zusammenhang mit Wahrnehmung und Bewegung des Menschen seit der Antike entwickelt haben. Ab dem 5. Jahrhundert v. Chr. erwachte aus einer bisherigen, rein religiösen Verwurzelung der Blick für die äußeren Erscheinungen. Hippokrates und Alkmaeon von Kroton waren die ersten Denker, die von einer rein philosophischen Betrachtung zu einer anatomisch-physiologischen Wissenschaft fortgeschritten sind, die dann von Aristoteles und später von Galen als Strömungstheorie (Pneumalehre) weiterentwickelt wurden und in ihren

Kernaussagen eigentlich bis ins 18. Jahrhundert gültig war. Erst mit der Erforschung der bioelektrischen Phänomene setzte sich die bis heute etablierte neurophysiologische Reizleitungstheorie durch. Die Autoren beschreiben wissenschaftshistorisch den Übergang, wie sich das Interesse vom Miterleben der im Menschen wirksamen Kräfte über die gedankliche Erfassung bis hin zur experimentellen Untersuchung verlagert hatte.

In dem Kapitel *Nerv und Muskel. Biochemische Grundlagen zum Verständnis ihrer Funktion* gibt Otto Wolff (1921-2003) eine klare phänomenologische Darstellung der physiologischen und biochemischen Grundlagen von Wille und Bewegung einerseits, Wahrnehmung und Denken andererseits. Überall, wo letzteres vorliegt, tritt der Stoffwechsel zurück. Das Denken ist an die weiße Substanz (Myelin) des Gehirns gebunden, einer metabolisch inaktiven, inerten, wachsartigen Substanz, die mit zunehmender Bewusstheit einer Wahrnehmung oder Handlung vermehrt an den Fasern der entsprechenden Nerven gebildet wird. Der Wille hingegen als Quelle jeder Handlung, als bewegungsgenerierende Kraft, ist auf den Stoffwechsel angewiesen: »der Schlüssel zum Verständnis des Anfangs der Bewegung liegt im Muskel, nicht im Nerv.«

Der holländische Arzt Leendert F. C. Mees (1902-1990) stellt in seinem Beitrag *Das Problem der motorischen Nerven und des sozialen*

Bewusstseins die Polarität von Wille und Nervenprozess in einen größeren sozialpolitischen Zusammenhang: »Amerika und mit ihm der Westen sind der Quell des Formenden im sozialen Leben der heutigen Menschheit, der Osten ist der Quell des Wollens, der Wärme, des Feuers.« Was hier im Globalen auseinandergelegt ist, gilt es im Menschen in seinem qualitativen Zusammenwirken zu verstehen; eine mehr unbewusste, *schlafwandlerische* Kraftseite – das Muskelsystem als »kristallisiertes Karma« (Rudolf Steiner) – und die bewusste, wache, mehr formende Nerven-Sinnes-Seite.

Einen sehr gehaltvollen und praxisnahen Beitrag zum Thema Bewegung schreibt der Kinderarzt und Heilpädagoge Georg von Arnim (1920-2000). Er zeigt, wie wir in dem gesamten Bewegungsbild und in der Plastizität der Motorik einen unmittelbaren Ausdruck der Inkarnation des Menschen vor uns haben. Verhaltensstörungen sind immer mit Bewegungsstörungen verbunden. Von Arnim stellt sehr ausführlich dar, wie die einzelnen Bewegungsmodalitäten

mit den höheren Wesensgliedern zusammenhängen.

Im letzten Beitrag gibt Wolfgang Schad eine konzentrierte Zusammenfassung der bislang gewonnenen natur- und geisteswissenschaftlichen Erkenntnisse.

Ergiebig und für die gesamte Thematik zentral ist hierbei die Differenzierung des Ich in seinen eigentlichen, lebendig aktiven Wesensteil und die leibgebundene, bloße Vorstellung davon, die traditionell im Gehirn verortet wird und in der gängigen Vorstellung als das eigentliche Ich angesehen wird. Die Doppelnatur des Ich hat also eine zentrische Perspektive der vollbewussten, gehirnvermittelten, die Welt spiegelnden Seite seines Wesens und polar dazu des mit der Welt und der Gestaltungskraft der Gliedmaßen verbundenen, meist noch unbewussten, peripheren Ich. Erstere ist mit den afferenten (zentripetalen), letzteres mit den efferenten (zentrifugalen) Nervenprozessen verbunden.

Thomas Hardtmuth

Auf den Spuren eines Vertriebenen

FRAUKE MEYER-GOSAU: **Versuch, eine Heimat zu finden. Eine Reise zu Uwe Johnson**, C.H.Beck Verlag, München 2014, 296 Seiten, 22,95 EUR.

Dass mich eine Westdeutsche (Frauke Meyer-Gosau, geb.1950 in Bremen, ist Redakteurin der Zeitschrift *Literaturen* und lebt in Berlin) dazu ermutigte, die immer wieder verschobene, obwohl längst fällige Auseinandersetzung mit Uwe Johnson zu beginnen, sei hier ausdrücklich betont. Die allerdings klug gezügelte Begeisterung für diesen großen gesamtdeutschen Autor von Weltrang ist dennoch deutlich spürbar; spürbar aber ist auch die tiefe Trauer über den tragischen Verlauf dieses Schriftstellerlebens, als dessen schicksalhafte Signatur sie die heillose Suche nach der verlorenen Heimat beschreibt. Dass Johnson 1959 die DDR verlassen musste, weil sich ihm hier alle Türen verschlossen hatten, hat ihn bleibend entwurzelt. Weder in der Bundesrepublik noch in New York noch an der Themse fasste er wirklich Fuß. Was blieb, war die Erinnerung an das Verlorene, an sein Kin-

derland Mecklenburg. Nur im schreibenden Erinnern konnte er Ersatz für den Verlust finden. Wer sich, angeregt durch diese (auch mit Fotos reich versehene) kenntnisreiche Reisebiografie, auf die Lektüre eines der Romane einlässt – ich begann mit seinem *Dritten Buch über Achim* – wird sofort bemerken, dass hier ein hochartifizielles, bisweilen verstörend präzises und auf anregende Weise anstrengendes Deutsch vorliegt, das seinesgleichen sucht. Wer Faulkner liebt und kennt, weiß, wovon ich spreche. Und: Immer auch sprechen in dieser vielstimmigen Prosa die Toten mit; die Schwelle ist durchlässig. Zu entdecken ist auch sein hintersinniger Humor. Wer schon hätte sich vorstellen können, dass der Nebensatz »Nachdem die Dame an Bord gegangen ist« in folgenden Hauptsatz mündet: »lässt ein Komma sie innehalten.«?

Jürgen Raßbach

die Drei 12/2014

Wolkenwerk

HANS KLAUS BECKER: **Mysterium Wolke – ein Bild des Menschwerdens**, Novalis Verlag, Neukirchen 2014, 124 Seiten, 15 EUR.

Hans Klaus Becker hat Ostern dieses Jahres ein kleines, aber außerordentlich reichhaltiges Buch mit dem Titel *Mysterium Wolke – ein Bild des Menschwerdens* im Novalis Verlag erscheinen lassen. Es ist eine Lebensfrucht, die er einerseits seiner Kindheit auf dem Lande, weitläufigen Reisen und jahrzehntelangen Segeltouren verdankt, andererseits dem Theologen Friedrich Benesch, der die Natur immer als Schöpfung schaffender Geister darzustellen verstand und zu eigenen, liebevollen Beobachtungen anregte. Rudolf Steiners Beschreibungen des kosmischen und menschlichen Werdens und der apokalyptischen Zukunft befruchteten zudem seinen Blick auf das Alte und Neue Testament mit den darin enthaltenen Wolkenerscheinungen und den aus ihnen hervortretenden himmlischen Wesen.

Die Grundstruktur des Büchleins nennt er schon im Vorwort: »Die Wolke, ein Relikt - die Wolke, ein Zukunftsbild des Menschen.« Das Buch soll »dazu verhelfen, ... ausgehend von ... den wissenschaftlichen Ergebnissen physikalischer Art, mit Intellekt, Verstand, Vernunft, Weisheit und Liebe zur Sache, mit aufwärts gerichtetem Geist, über die reine Wahrnehmung wieder zum Urbild zu kommen.«

Der Autor führt uns durch die Mythologie der Griechen, Germanen, Hindus, ihre Götter- und Schöpfungsmythen und durch die großen Bilder des Alten Testaments, in denen Gott das Volk Israel aus der Wolke heraus führt und lehrt, bis zu den embryologischen Prozessen des werdenden Menschen und stellt dabei dar, wie sich aus wolkenhaften Hüllen die Welt makrokosmisch und mikrokosmisch herauskonkretisierte: Kosmos und Natur als Urzustand dessen, was uns heute noch als Wolke am Him-

mel erscheint.

Goethes Wolkengedichte zu »Howards Ehrengedächtnis« rufen uns die Klassifikation der Wolken ins Gedächtnis. Genaue Schilderungen des Wolkenentstehungsprozesses lassen uns die Wolke – dargestellt am Cumulus – als ein dreigliedriges Werdewesen erfassen, das mittels des *Wärmestamms* (unter und in der Wolke) den *Kondenskörper* (die Wolke in der Gestalt eines Baumwipfels) entwickeln kann, der sich in *Eisbildungen und Regentropfen* (dem Gewitteramboss) wieder auflöst. Damit hat er das Bild der Wolke und das *Prinzip Wolke* (im Auf und Ab die Substanzen für das Werden erzeugen) vor uns hingestellt.

Auf dieser Ebene reicher Schilderungen entwickelt der Autor dann subtil das menschliche Seelenwesen in Denken, Fühlen und Wollen, indem eines das andere spiegelt und beleuchtet. Er vermag dabei die Seelenentwicklung des Menschen so zu schildern, dass, ohne zu moralisieren, das Bild des christusfähigen Menschen entsteht. Ja, mit Worten von Paulus, Novalis und Heidegger und mit den Schilderungen des Apokalyptikers (Kapitel 10) führt er vor Augen, wie die Seele des Menschen, die jetzt an den Leib gebunden auf der Erde lebt, sich wieder zu kosmischer Größe weiten kann und damit in die Sphäre geführt wird, in die Christus nach der Auferstehung, aufgehoben von einer Wolke, den Menschen voranleuchtet.

Es ist ein Buch von großer Dichte und großem Reichtum, liebevoll geschrieben aus dem ganzen Leben eines Priesters, den das Alter jetzt in kontemplative Zurückgezogenheit geführt hat.

Volker Harlan

Praxis der Willenserziehung

Willenserziehung, 60 pädagogische Angaben Rudolf Steiners, herausgegeben und eingeleitet von Valentin Wember, 2. überarb. Aufl., Stratos Verlag, Stuttgart 2014, 224 Seiten, 23,90 EUR. Bestellbar bei Stratosverlag, Helblingstraße 11, 70565 Stuttgart, Tel.: 0711-7456742, vaer@gmx.com

Die Konzeption seiner Menschenkunde nach den drei Seelenkräften tritt insbesondere in den Vorträgen zur Pädagogik bei Rudolf Steiner in der letzten Schaffensphase seines Lebens in einer Form auf, die in sich die Anlagen zu einer noch freieren geistig-begrifflichen Beweglichkeit birgt, als es sich in einer Schrift wie zum Beispiel der *Theosophie* andeutet. Freilich sind der eigenen denkerischen Bewegung keine festen Grenzen gesetzt, und auch dem stark systematisierenden Menschenbild der *Theosophie* lässt sich alles abgewinnen, was zu lebendiger Einsicht in das Wesen des Menschen führen kann. Aber der fortwährende Perspektivwechsel, der zur Gewinnung eines differenzierten Verstehens des Menschen vorgenommen wird, erreicht in Steiners Geistesforschung zur Pädagogik, bei aller Vorläufigkeit und Andeutung, eine große Genauigkeit, bei gleichzeitiger Berücksichtigung des letztlich gedanklich nur unvollkommen fixierbaren Charakters dessen, wovon die Rede ist.

Daraus ergibt sich die Anforderung eines ebenso lebendigen Umgangs mit dem, worauf Steiner aufmerksam macht – eine Aufgabe, zu der jeder Waldorflehrer sein Verhältnis finden muss. Einer fruchtbaren und begründeten Ausbildung dieses Verhältnisses gibt Valentin Wember nun mit seinem Buch zur *Willenserziehung* ein vorzügliches Hilfsmittel an die Hand.

Wember greift eine Anregung Stockmeyers auf, der seine Zusammenstellungen von Steiner-Zitaten zu einem Lehrplan nur als Vorarbeiten zu einer noch zu leistenden Sammlung der methodischen Angaben verstand. Wember gliedert diese nach einer Methodik zur Willenserziehung, einer zur Gefühls- und einer zur Erziehung des Denkens. Mit dem Band zur Willenserziehung legt er den ersten Teil dieser Methodensammlung vor.

In seiner Einleitung skizziert Wember die pädagogische Plausibilität einer Willenserziehung.

Deren Wurzel, und darin erweist sich der Autor als einig mit Jörgen Smit, sieht er in der Selbsterziehung des Lehrers. Eine die Wirklichkeit des Willens im positiven Sinne weckende Wirkung sieht er da, wo jene Aktivität, die vom Kinde erwartet wird, sich im Lehrer selbst ereignet. Werdendes fördert Werdendes. Zum anderen wird die Relevanz lebendiger und vertiefter Begriffsbildung betont, um dem Willen eine Orientierung zu geben, die über ein bloßes gedankliches Postulieren von Wertvorstellungen hinausreicht. Hier greift der Wille ins Denken. Das sind zwei Momente aus Wembers kompakter und griffiger Einleitung in den Hauptteil des Buches, eine Sammlung von sechzig Textstellen aus Steiners pädagogischem Vortragswerk, die nach vom Autor formulierten Gesichtspunkten gegliedert und eingeleitet werden.

Ich halte diese Arbeit für einen echten Wurf. Beim Lesen der Textauswahl wurde mir schnell klar, dass es sich selbstverständlich um eine *mögliche* Auswahl handelt. Jeder (Lehrer) könnte nun selbst daran gehen und unter dem Methodenaspekt nach Wille, Denken und Gefühl die Vorträge Steiners durcharbeiten, um seine eigene Methodensammlung zu finden. Damit will ich sagen, dass die Lektüre sofort über die bloß reflektierende Betrachtung hinausführt. Man bekommt Ideen, wird auf Unterrichtssituationen aufmerksam, bemerkt Probleme in neuem Licht und fühlt sich angespornt, den Dialog mit sich selbst in einer klar orientierten Weise aufzugreifen und innere und äußere Praxis mit frischen Kräften zu gestalten.

Zu empfehlen ist dieses Buch jedem Lehrer, der im Sinne anthroposophischer Menschenkunde seinen Unterricht gestalten möchte. Zu empfehlen ist es darüber hinaus aber jedem, der in einer beliebigen Erziehungssituation nach Orientierung für verantwortliches pädagogisches Handeln sucht.

Stefan Weishaupt

die Drei 12/2014